Um ein Lied.

Novellette von Eva Treu.

Nun war er frei.

Voß, der alte Gefängnißwärter, der zugleich zweiter Amtsbote war, öffnete die Thür seiner Zelle, übergab ihm seine geringen Habseligkeiten und ließ ihn hinaus. Die schwere Thür schlug hinter ihm zu, und aus dem Dunkel und der Kühle des Kerkers trat der Mann in den hellen, lachenden Sonnenschein, der draußen auf der Welt lag.

„Na, Harms, das wäre ja denn wieder einmal überstanden," sagte der alte Voß gutmüthig. ihm die Hand freundlich auf die Schulter legend: „Sehen Sie jetzt nur zu, daß wir Sie hier nicht so bald wieder einlochen müssen."

Voß, der seit siebenunddreißig Jahren sein Amt verwaltete, schied gewöhnlich in aller Freundschaft von seinen unfreiwilligen Kostgängern.

Der Andere, den er Harms genannt hatte, wandte den Kopf langsam von dem strahlenden Sonnenschein ab zu dem alten Mann zurück.

„Wegen so 'nem Quark," sagte er, „wegen der paar unreifen Aepfel mich einzusperren! Es ist allemal dieselbe Geschichte: Die kleinen Diebe hängt man, und die großen ehrt man."

„Immer nun doch wohl nicht," meinte der alte Mann ruhig, „die ereilt es schon auch noch. Und, Harms, es war ja auch nicht wegen der paar Aepfel allein, sondern auch wegen Herumstreichens und Bettelns, wäre auch nicht so lange geworden, wenn nicht die vielen Vorstrafen gewesen wären."

„Ist ja auch nun einerlei," sagte Lorenz Harms, das Gesicht langsam dem Sonnenschein wieder zuwendend.

Er nahm seinen Ranzen und schnallte ihn auf den Rücken. Der alte Mann half ihm und sah ihm dann noch eine Weile nach, wie er nun nach kurzem Gruß davonschritt durch den hellen, lachenden Sonntagmorgen.

Der Alte hätte nicht recht sagen können, warum, aber für diesen einen jungen Menschen, der nun drei Wochen bei ihm hinter Schloß und Riegel gesessen hatte, empfand er ein Interesse, wie für wenige Andere vorher. Er war guter Leute Kind, so viel hatte der Alte herausgebracht. Lorenz Harms hatte Heimath und Vaterhaus verloren, ehe noch etwas Rechtes aus ihm geworden war, und dann war er gesunken, von Stufe zu Stufe.

Nun war er ein Strolch, nicht besser und schlechter vermuthlich als tausend andere.

Lorenz Harms ging indessen seines Weges, nicht rasch, denn er hatte nichts zu versäumen, vielmehr schritt er gemächlich aus und sah um sich, als wäre ihm Alles neu, was er erblickte. Er liebte nicht Vieles auf dieser Welt, aber an einem Ding hing sein Herz leidenschaftlich: an seiner Freiheit. Lieber watete er im schmelzenden Schneewasser dahin, lieber ließ er sich den eisigen Nordost um die Ohren pfeifen, hungerte und fror, als daß er sich einsperren ließ! Alles, was seinem elenden Leben noch Reiz verlieh, lag für den Landstreicher im Wandern durch die sommerliche Welt.

Nun war er frei. Die dumpfe Zelle lag hinter ihm. In seinen dunkeln Augen blitzte es auf. — Frei! . . . .

Aus dem Städtchen hinaus führte die Landstraße, zu beiden Seiten mit Kastanienbäumen bepflanzt und von dem jetzt ausgetrockneten, mit Gras dicht bewachsenen Chausseegraben begleitet. Es mochte in diesem schon lange kein Wasser mehr gewesen sein; aus dem weichen, grünen Teppich drängte Blume an Blume das zierliche Köpfchen empor. Da unten mußte es sich im Schatten der Kastanien gut und kühl liegen.

Lorenz Harms schnallte seinen Ranzen ab, warf ihn in das Gras und den Wanderstab daneben und streckte sich dann behaglich auf das grüne, leuchtende Lager hin.

Ah, wie das gut that!

So lag er wohl eine halbe Stunde. Kleine Kinder kletterten jetzt im Chausseegraben umher, suchten Blumen und haschten Schmetterlinge. Mit halb geschlossenen Augen blinzelte der Mann auf sie hin, ohne sich zu rühren, faul und zufrieden.

Nun fing eins an, ein kleines Kinderlied zu singen. Die Anderen stimmten mit ein, und während sie weiterzogen, verhallten die schwachen Stimmchen.

Singen! Ja, er wollte auch singen; ihm war gerade danach zu Muthe. Und ohne die Hände unter dem Kopf fortzunehmen oder sich emporzurichten, fing er an, zuerst mehr vor sich hin zu brummen, aber nach und nach erscholl seine Stimme unwillkürlich immer lauter.

Er sang, was er wußte. Feine Lieder waren es nicht und fromme auch nicht. Auch war seine Stimme rauh und heiser von Wind und Wetter — und von Schlimerem.

Und doch berauschte sich der Mann im Grase an seinem eigenen Gesang, doch stieg dabei etwas in ihm empor, was zu all' dem Sonnenglanz ringsum paßte, ein Glücksgefühl, eine reine Festfreude, wie sie ihm nicht oft beschieden gewesen war im Leben.

Er sang und sang, ein Lied nach dem andern.

Die kleinen Kinder kamen herbei, blieben stehen und horchten, bald ängstlich aneinander geschmiegt, auf seinen Gesang. Ihn kümmerte es nicht. Die Kirchenglocken huben an, den Gottesdienst auszuläuten, Lorenz Harms sang weiter. Die Landleute kehrten aus der Kirche zurück, zogen truppweise die Chaussee entlang und wendeten im Vorbeigehen verwundert den Kopf nach ihm. Manche standen still, wie die Kinder, einige lachten, und andere schüttelten den Kopf über den närrischen Menschen.

Doch immer mehr Leute blieben stehen, zuletzt waren es wohl über zwanzig. Die meisten lachten, einige erklärten, der Mensch sei betrunken.

Dann hielt ein Reiter sein Pferd mitten auf der Landstraße an. „Was giebt's hier für Ruhestörung?" rief eine Stimme vom Pferde herab barsch. Alle wandten sich um. Der gefragt hatte, war ein Polizist. Stattlich und achtunggebietend saß er in seiner blanken Uniform auf dem gut gehaltenen Thier.

„Ein Betrunkener liegt im Graben und gröhlt," sagte ein älterer Mann halb verächtlich, halb belustigt, „eigentlich ist es zu arg, am heiligen Sonntagmorgen."

Der Schutzmann stieg vom Pferde, warf einem Jungen den Zügel zu, und alle reckten die Hälse, um zu sehen, was nun geschehen würde, als der Gewaltige in den Graben hinabstieg.

„Schweig still, du!" herrschte er den angeblich Betrunkenen an, indem er ihn an der Schulter rüttelte. „Hörst du nicht? Stillschweigen sollst du! — So — ich sehe schon, wer du bist; derselbe Kerl, der vor drei Wochen wegen Diebstahls eingelocht wurde. Komm du nur gleich wieder mit auf Nummer Sicher, betrunkene Ruhestörer können wir hier am Sonntagmorgen nicht brauchen."

Lorenz Harms setzte sich mit einem Ruck aufrecht und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf welche die dicken, kraufen, schwarzen Haare herabfielen, als erwachte er aus einem Traum. Er stützte sich auf seine beiden Ellbogen und sah dem andern in das Gesicht.

„Ich habe hier Niemand gestört, und betrunken bin ich auch nicht," sagte er.

„Nicht?" Der Andere lachte. „Um so schlimmer für dich, wenn du nicht betrunken bist und doch am heiligen Sonntagmorgen hier brüllst wie ein Ochse. Steh' auf!"

Lorenz Harms rührte sich nicht. Nur aus seinen Augen schoß ein Blitz, und die Rechte ballte sich ihm zur Faust in schweigendem Haß.

„Steh auf!" Ein Fußstoß traf ihn an der Schulter, und dann riß ihn eine starke Hand am Arm empor. „Dich gegen die Staatsgewalt wehren willst du auch noch? Nein, so was giebt es hier nicht."

Es war kaum ein Kampf gewesen. Lorenz Harms hatte mit einem schnellen Blick über die, welche umherstanden, begriffen, daß ihm Niemand beistehen würde. Wer würde wohl für einen Strolch eintreten — einen betrunkenen Strolch!

Ein paar Minuten später ging er neben dem Pferd des Schutzmanns der Stadt wieder zu, die er vor wenigen Stunden verlassen hatte. Die Bauern sahen ihm einen Augenblick nach, dann gingen e sie ihres Weges weiter und dachten nicht mehr an ihn.

Der Polizist, der seinem Gefangenen nun wohl ansah, daß er allerdings nicht betrunken war, und dem es nachträglich einfiel, daß es vielleicht nicht gerade nothwendig gewesen sei, gar so gewaltsam mit ihm zu verfahren, hätte ihn im Grunde ganz gern wieder laufen lassen. Der arme Mensch dauerte ihn selbst beinahe.

Voß, der Alte, saß vor der Thür des Polizeigefängnisses auf der grün gestrichenen Bank, als die Beiden anlangten. Er stellte die geliebte Pfeife beiseite, stand auf und sah den Ankommenden scharf durch die Brille entgegen. „Harms?" sagte er und trat einen Schritt zurück.

„Hat einen Auflauf verursacht durch Ruhestörung und Gebrüll während des Gottesdienstes," erklärte der Schutzmann in geschäftsmäßigem Ton. „Nehmen Sie den sauberen Patron nur gleich wieder in Verwahrung, Voß."

Der alte Mann sah bekümmert auf den Gefangenen, doch der merkte nichts davon. Abgewandt von den Beiden stand er und umfaßte mit einem sonderbaren, unbeschreiblichen Blick den strahlenden Sommertag ringsum.

Der Alte legte ihm die Hand auf den Arm. „Das thut mir leid, Harms." Aber er erhielt keine Antwort. Schweigend, wie er gekommen war, ging der Gefangene vor ihm her in die Zelle hinein.

Am Nachmittag kam die im nahen Dorfe verheirathete Tochter des Gefängnißwärters mit ihrem Mann und zwei kleinen Buben zum Besuch. Es gab eine große Fröhlichkeit, und der alte Voß fühlte sich ganz als Großvater, erzählte den Jungen Geschichten aus dem französischen Feldzuge, den er mitgemacht hatte, zeigte ihnen ein Buch mit Käfern und Schmetterlingen, ließ sie auf den Schultern reiten und suchte die hinter den Stachelbeeren versteckten Enkel mit unermüdlicher Blindheit und Geduld.

„So, Jungens, nun laßt Großvater los," sagte er aber doch, als es Abend wurde, „nun habe ich zu thun. Nachher können wir weiterspielen, bis ihr nach Hause müßt."

Der älteste Bube hielt ihn am Rockschoß fest.

„Was hast du denn zu thun, Großvater?"

„Ich muß nach den eingesperrten Leuten sehen, ob sie auch noch alle da sind, und ihnen ihr Abendessen bringen."

„Was kriegen sie denn zu essen, Großvater?" fragte der kleine Knirps neugierig.

„Suppe und Brot," sagte der Alte und wollte gehen.

„Mit! Ich will mit, Großvater!"

„Dummes Zeug!" sagte der alte Mann lachend. „Das ist nichts für dich."

„Doch! Nimm mich mit, Großvater! Ich will die Suppe tragen!"

Er gab dem Buben den Suppennapf in die beiden Hände, und das Kind hielt die Last vorsichtig und wichtig weit von sich ab, um nicht etwa ein paar Tropfen auf den neuen Sonntagsstaat zu verschütten, während der Großvater den großen, interessanten Schlüssel in das erste Schloß steckte und umdrehte, daß es knirschte. Dann ging die Thür langsam auf.

„So, Junge, geh' voran," ermunterte der Alte, „sag' zu dem Manne: „Hier, Lorenz Harms, hast du deine Suppe, und ß sie und sei vergnügt, morgen früh wirst du gewiß wieder frei"!"

Der Kleine nickte wichtig und trat ein; der Großvater blieb einen Augenblick lächelnd draußen stehen.

„Hier, Lorenz Harms," sagte drinnen die helle Kinderstimme, „hier hast du deine Suppe —" und dann wurde es still.

„Hier, Lorenz Harms," hub die kleine Stimme wieder an, aber es klang verschüchtert, und plötzlich brach das Kind ab und rief laut, wie in Angst: „Großvater!"

Schnell trat der Alte ein. Was den nur los sein mochte? Der finstere Mensch schlug doch nicht etwa das Kind?

Am Fenster stand Lorenz Harms, als mühe er sich vergebens, hinauszublicken, den Rücken nach der Thür gewendet.

„Großvater," sagte das Kind scheu, nach des Alten Hand greifend, „ich bin bange vor ihm!"

„Unsinn, Junge! Wer wird solch' ein Hase sein!"

„Er hört nicht, Großvater, und er rührt sich auch nicht. Ich habe ihn am Aermel gefaßt, aber er kehrt sich nicht um."

Der Gefängnißwärter trat rasch an das Fenster.

„Was soll denn das heißen, Harms?" sagte er ärgerlich, und dann plötzlich prallte er zurück, und das Kind, das immer noch seine Hand festhielt, ließ mit einem Schrei den Suppennapf fallen, daß er zerbrach.

Sie hatten in ein verzerrtes Todtenantlitz mit halb offenen, verglasten Augen geblickt. Der Gefangene hatte sich am Fensterhaken erhängt.

Zehntpflicht in Aargau.

Ein gutes Stück Alterthum ist im Staatshaushalte des Kantons Aargau heute noch vorhanden, indem in mehreren Gemeinden der Bezirke Baden und Bremgarten der Staat zum Bezuge von Zehnten berechtigt ist. Während s. Zt. sonst überall die Zehntenpflicht aufgehoben wurde, besteht dieselbe auf den Grundstücken dieser Gemeinden fort. Dieser Ueberrest des Zehntenbezuges hat sich für den Staat zur vollendeten Qual gestaltet. Es besteht nämlich noch eine besondere Zehntenpflicht für einzelne Kulturen, z. B. Getreide. Die Abgabe ist in baarem Gelde zu entrichten und selbstverständlich auch nur in den Jahren, in welchen auf den zehntpflichtigen Grundstücken Getreide angepflanzt wurde. Davon hat der Grundbesitzer dem Staate zunächst Anzeige zu machen. Ist das Getreide reif geworden, so geht ein Beamter mit zwei von der Regierung bestellten Schätzern an Ort und Stelle, um den Ertrag der Ernte zu taxiren. Die Kosten dieser amtlichen Schätzungen übersteigen zuweilen den Werth der Zehnteneinnahme um mehr als das Doppelte. Nun ist schon mehrmals versucht worden, diesem Recht, das sich von Geschlecht zu Geschlecht bis zur Gegenwart forterhalten hat, ein Ende zu machen; allein eine Anzahl eigensinniger Grundbesitzer ließ sich, obschon der Staat die Auslösungssumme sehr niedrig stellte, nicht erweichen, und so wird auch heute noch fortgezehntet.

Die Anti-Trust-Gesetze sind dem Fleisch-Trust „Wurst".

* * *

Bülow in Wien. „A Bissel aufmisch'n und a Bissel auffrisch'n" kann dem Dreibund nichts schaden.

Meereszauber.

Eine Strandgeschichte von Ada Rhenstädt Natel.

Das große Meer! So weit der Blick gleitet, keine andere Schranke auf diesen weiten, wogenden Fluthen, als fern der Horizont dessen Linien im Wasser verschwimmen. Graugrün der Wasserspiegel, gleichfarbig der düstere Himmel; dem Blicke geeint Wasser und Luft, ein Bild der Unendlichkeit!

Von sturmzerzausten Kiefern umstanden erhob sich nahe dem flachen Strande ein armes winziges Häuschen, etwas abseits von den besser gebauten Häusern des Fischerdorfes.

Vom Strande herauf, an den sturmgeborgenen Booten vorbei, schritt ein Mann auf das Häuschen zu.

Seine Gestalt war groß und kraftvoll, strohgelbes Haar hing unter dem verwitterten Südwester etwas struppig hervor. Des Mannes Züge waren weich und gutmüthig, die hellen Augen aber hatten einen Ausdruck von Muth und Energie, wie sie das siegreiche Ueberwinden von Gefahren nur zu geben vermag.

Der Mann bückte sich, trat in die niedere Hausthüre in ein ärmlich ausgestattetes Zimmer ein. Eine alte Frau mit verärmten Zügen war darin am Herde beschäftigt.

„Ist die Lene zu Haus?" fragte der Mann.

„Was fragst?" erwiderte die Alte unfreundlich. „Was geht Dich die Lene an? Möchtest mir wohl noch das Letzte rauben und das Mädel in's Gerede bringen?"

Der Bursche war roth geworden bis unter die gelben Haare.

„Ne, ne," sagte er, „Beckersche, das will ich gewiß nicht. Ich wollte die Lene nur was fragen. Ueber sie zu reden soll sich Keiner erlauben, sonst schlag ich ihn in Grund und Boden!"

„Na ja — bist auch so ein Schlimmer gleich! Weißt, die Lene ist drüben in der anderen Stube, bei Jahns seiner Frau. Die is nu' all' so lang krank und die Kinder gehen so abgerissen rum. Da flickt die Lene ein bischen, daß die Kinder morgen für Sonntag was Heiles anzuziehen haben," sagte die Alte.

„Ich will draußen auf die Lene warten," antwortete der Mann nach kurzem Besinnen. „Sag's ihr — draußen auf der Bank unter der Kiefer."

„Die Zeit wird Dir lang werden," lachte die Alte höhnend, „die Lene hat keine Zeit zum Schwatzen."

„Ich habe Zeit, ich warte." — —

Hans Klasen hatte die ganze Nacht auf der Bank unter der Kiefer gesessen und gewartet, bis endlich Lene mit dem ersten Frühlicht aus dem Hause getreten war.

„Ja, Lene," sagte er eben, „ich hab' Gelegenheit, vom ollen Schulz, der zu seinem Sohn nach Königsberg ziehen will, einen Kahnantheil zu kaufen. Ich habe Geld auf der Sparkasse und — und — ja wenn Du — meine Frau werden möchtest, so könnten wir uns zusammen durchschlagen; wenn Du willst, so schließe ich den Kauf ab — meinst Du ja?"

Lene war aufgestanden und mit ihren blitzenden Augen schaute sie ihm trotzig in's Gesicht.

„Nein, ich mein' nicht; ich will nicht! Wenn Du im Gold steckteest bis über die Ohren, ich würde Dich nicht wollen, weil Du ein Fischer bist!"

„Verachtest Du die Fischer so sehr und bist doch selbst eines Fischers Kind? Alle, mit denen Du verkehrst, sind Fischer und Fischerfrauen — ich kann Dich nicht verstehen!"

„Nicht?"

„Ich weiß," sagte er leise. „Dein Vater hatte Unglück — überall hin folgte es ihm nach. Ich stehe mich gut mit dem Nix, ich würde Glück haben — ja welch' ein Glück, wenn Du nur bei mir sein wolltest!"

Des Burschen Augen strahlten, er faßte fester des Mädchens herabhängende Hand.

Nun saß sie wieder neben ihm wie gebrochen. Die braunen Hände preßten sich gegen die Schläfen, in ihren Augen lag Jammer und Qual, als sie sagte: „Ich kann nicht, Hans Klasen, ich kann's wirklich nicht! Ich mag Dich leiden, Hans Klasen, aber ich kann nicht!"

Hans Klasen war aufgestanden. Sein Gesicht war todtenbleich. Doch seine Stimme klang ganz ruhig: „Na, ja, Lene, dann war es ein Irrthum. Eine Frau, die ein Grauen hat vor dem Gewerbe ihres Mannes — nein, das geht nicht! Und ich — na, ich kann 'mal nichts Anderes sein als ein Fischer; denn das Meer hat es mir angethan, ich kann nicht los davon! Ich bin nicht gelehrt genug, Dir das zu erklären — es kommt eben vom Meereszauber."

Vom Meereszauber?!

Hans Klasen ging langsam die Düne hinab und Lene stand da, hochaufgerichtet, wie erstarrt.

Lene aber saß auf der Düne und weinte bitterlich.

* * *

Zwei Jahre später.

Am Kreuzweg auf dem Felde stand die alte Beckersche, ihre Tochter erwartend, die vom Bauernhof, auf dem sie gearbeitet hatte, den Weg herauf kam.

Die alte Frau war gut gekleidet und sah frischer aus, als vor zwei Jahren; Lene dagegen war schlanker geworden und ihre Augen blickten müde in die Welt. „Weißt," sagte die Frau, „ich kam Dir schon entgegen, denn ich hab' eine große Neuigkeit für Dich. Deines Bauern jüngster Sohn war bei mir und hat, wie sich's gehört um Dich angehalten. Er hat eine Stelle in Aussicht als Lehrer in der Stadt und Du wolltest doch immer gern fort vom Meere."

„Ja früher," sagte Lene. „Jetzt aber mag ich nicht! Und den Lehrer mag ich auch nicht!"

„Na, das fehlte noch — Du bist wohl nicht klug, Lene! Solch' 'ne Ehre auszuschlagen; so etwas! So 'nen feinen Mann, und so gern hat er Dich!"

„So gern hat er auch vor Kurzem noch die reiche Liesbeth vom Bauernhoft dort drüben gehabt und ist nicht gestorben, als sie ihn nicht gewollt hat. Nein, Mutter, der thut mir nicht leid — aber Du dauerst mich — ich hätt's Dir gegönnt, ein bischen Behaglichkeit auf Deine alten Tage. Aber ich kann nicht — ich kann nicht. Ich will gern noch mehr arbeiten, Du sollst nichts entbehren, Mutter!"

Stumm gingen die Frauen den Weg entlang.

„Weißt," sagte die Mutter plötzlich, „der Hans Klasen ist wieder da. Hast den Stein nicht gesehen, daß Du so daher stolperst? Und wie blaß Du bist, — Lene — die Gewitterluft thut es wohl, nicht? — Ja, was ich noch erzählen wollte — der Hans will hier bleiben. Er hat doch sein bischen Ererbtes vom Großvater und soll noch tüchtig gespart haben auf seiner Reis' mit dem Schiff."

Die Lene hatte die Nacht schlaflos gelegen, früh vor Tag war sie auf. Sie räumte leise die Stube auf, machte Feuer, versorgte die Ziege und dann stand sie rastend vor der Hausthür und schaute auf das weite Meer, das leise beschwichtigend und lockend sang, wie an jenem frühen Sommersonntag, wo das qualvolle Sehnen und das Trauern um verlorenes Lebensglück angefangen hatte. Zur selben Stunde war es gewesen, auf der Bank unter der sturmzerzausten Kiefer. Unwillkürlich ging sie um das Haus, die Stätte aufzusuchen.

Auf der Bank saß ein Mann, den Kopf auf die Hand gestützt, über die das strohgelbe Haar herabhing. Die Lene wollte davonlaufen und konnte den Fuß doch nicht heben vor Aufregung. Und dann lauschte sie.

Der Sonntagsglocken Frühläuten klang leise fernher über das Meer und mischte sich mit dem süßen Singen der leise anschlagenden Wellen.

Das war Meereszauber.

Lene Becker wußte plötzlich, was es für eine wundersame Bewandtniß damit hatte und ebenso schnell als diese Erkenntniß in ihrer Seele wach wurde, stand sie vor Hans Klasen.

„Warum sitzt Du auf der Bank?" fragte sie hastig ohne Gruß.

Der Mann war aufgesprungen und Lene sah nun erst, daß seine Gestalt breiter geworden war und brauner sein gutes Gesicht.

„Warum ich hierher gekommen bin? Weil ich es nicht vergessen hab', all' die zwei Jahre in der Fremde, was Du mir hier — angethan hast!"

„Ja, die Schmach, die ich Dir anthat, als ich Dich ausschlug!" rief Lene und ihre Augen hingen an des Mannes Munde, als ob seine Antwort über ihres Lebens Seligkeit zu entscheiden hätte.

Hans Klasen lachte leis: „Na, die Schmach, die hätt' ich schon verwunden, aber das Andre nicht! Die Liebe und die Sehnsucht nach Dir, Lene! Die Trauer um das fressende Herzeleid —"

„Gerade wie ich," rief das Mädchen.

„Wie soll ich das denn verstehen?" fragte er schnell. „Du schlugst mich doch aus, weil Du ein Grauen vor mir hattest und vor meinem Gewerbe?"

„Ja, das war früher," sagte das Mädchen leise. „Als Du fort gingst, da bin ich Dir an das Meer gefolgt und da war es, als habe Gottes Finger mich angerührt! Der Meereszauber hat sich um mein Herz gelegt, da ist das Grauen in mir gestorben und die Liebe zu Dir so mächtig geworden, daß ich hätte sterben mögen vor Sehnsucht. Und nun Du wieder gekommen bist und ich Dich vor mir sah, da hat mich der Meereszauber, der da zu uns heraufklingt, gezwungen, daß ich es Dir habe sagen müssen, ich wäre sonst erstickt daran."

Der Bursche hatte das Mädchen an sich gezogen und sie hing halb ohnmächtig in seinen Armen.

„Ich will mit Dir hungern und darben, wenn es sein sollte; auch wenn ich stündlich um Dein Leben zittern muß, ich möchte nichts lieber sein, als Deine Frau, Hans Klasen!"

Er küßte sie und herauf vom Meer klang das Singen der Wellen.

Was doch der Meereszauber vermag!

Forstwissenschaft.

General C. C. Andrews, erster Forstbeamter des Staates Minnesota, hat im Aprilheft des „Outing" einen Artikel über Forstwesen veröffentlicht, dem Folgendes entnommen ist:

Forstwissenschaft ist die Wissenschaft, Wälder zum Nutzen mit Vortheil anzulegen. Wie kann aber ein Wald, der nach seiner Anlage erst in einem halben Jahre Nutzen abwirft, ein gewöhnliches Menschenkind interessiren? Die dritte und vierte Generation zieht Nutzen aus der Arbeit der gegenwärtigen, aber wo wird diese dann sein und welche Garantie giebt es für die Annahme, daß wir, die wir pflanzen, auch noch die Ernte erleben, oder daß selbst unsere eigenen Nachkommen das thun werden. Es ist nicht oft, daß Grundbesitz in die Hände der Urenkel übergeht.

Bäume gedeihen auf gutem Boden selbstverständlich besser als auf schlechtem, aber auf gutem Boden kann jedes Jahr eine Ernte von Feldfrüchten gemacht werden, während es fünfzig und mehr Jahre nimmt, einen für den Handel geeigneten Baumwuchs zu erzielen. Es wäre daher widersinnig, Bäume auf gutem Boden anzulegen. Weißfichten und Sprossenfichten gedeihen aber auf Boden, der für Ackerbauzwecke nicht geeignet ist. Dahin gehört der sandige Boden, steile Hügel und felsige Abhänge. Auf solchem Boden würde die Fichte siebzig bis achtzig Jahre gebrauchen, um schlagbar zu werden. Nach dieser Zeit ist das Wachsthum so langsam, daß es sich nicht mehr lohnt, die Bäume stehen zu lassen.

Wälder sollten demnach nicht auf kulturfähigem Land angelegt werden, sondern nur auf solchem, welches sich nicht zum Ackerbau eignet. Die Bäume sollen sehr dicht gepflanzt werden, damit sie nach dem Licht drängend, sich gleich an einen schlanken Stamm gewöhnen, die Schonungen sollen dann dem Wachsthum gemäß durchforstet werden und niemals eine größere Fläche, wenn die Bäume ihr Alter erreicht haben, abgeholzt werden, als in demselben Jahre wieder frisch angelegt werden kann.

Nach solchen Prinzipien werden die großen Regierungsforsten in den europäischen Staaten bewirthschaftet, aber diese Art der Bewirtschaftung erfordert eine lange Zeit, zum mindesten ein halbes Jahrhundert und daher kann von Privateigenthümern nicht erwartet werden, daß sie sich mit einer Kultur beschäftigen, von der sie den Nutzen nicht mehr genießen können.

Die Regierung muß sich also mit dem Unternehmen beschäftigen und glücklicherweise ist der Anfang gemacht worden. Die Bundesregierung hat 50,000,000 Acre in den letzten Jahren für Waldreserven bestimmt und giebt jährlich $500,000 für deren Erhaltung und Pflege aus. Die Staaten haben auch etwas für ihre eigene Rechnung gethan und es ist deutlich zu sehen, daß der Wunsch erwacht ist, den Rest unserer Wälder zu schützen und in wissenschaftlicher Weise zu behandeln.

Soweit Gen. Andrews, dem die Richtigkeit seiner Bemerkungen nicht abzusprechen ist. Auf eins wäre er aber aufmerksam zu machen. Ein angebauter Wald braucht nicht fünfzig bis siebzig Jahre, um einen Ertrag zu liefern. Das Durchforsten eines Fichtenwaldes muß mit dem zehnten Jahre beginnen und alles wiederholte Durchforsten liefert immer besseres Holz, so daß dieses zur Lichtung herausgeschlagene Holz zum wenigsten die Unkosten deckt. Außerdem wird auch der Privatmann Sorge für Anpflanzung tragen. Auf Boden, der durchweg eine gute Weizenernte liefern kann, würde eine Baumpflanzung sich natürlich nicht bezahlen, aber wir haben im Durchschnitt einen sehr gemischten Boden und jeder Farmer, der auf seinem Grundstück eine Sandfläche besitzt, wird vernünftig genug sein, dieselbe anzuschonen, sei es auch nur, um die Sandwehen abzuhalten. Außerdem giebt es steile Abhänge auf vielen Farmen und jeder auf denselben gepflanzte Baum würde die Landschaft verschönern und dem ganzen Farmgrundstück einen höheren Werth verleihen, von dem Schutz gegen die oft verderblichen Nord- und Ostwinde garnicht zu sprechen.

Höhe der Fleischpreise.

Polizeidirektor Hugginger, ein bedeutender schweizerischer Statistiker auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, hat soeben eine Statistik herausgegeben über die Fleischpreise in St. Gallen und in den 55 größten Gemeinden der Schweiz für die Jahre 1900 und 1901. Darin wird nachgewiesen, daß von 1896—1901 das Kalbfleisch im Durchschnitt von 93,3 auf 97,8, das Schweinefleisch von 80,6 auf 85 Cts. per Pfund im Preise gestiegen ist, wogegen der Preis des Rindfleisches von 79,64 auf 79,16 Cts. per Pfund sank, ein Abschlag, der bedeutungslos erscheint. „Die Fleischpreise in der Schweiz — so äußert sich mit Recht der Verfasser in seinen Schlußbemerkungen — stehen jetzt allgemein auf einer Höhe, deren Ueberschreitung ohne Gefahr für eine gute Volksernährung nicht mehr statthaft ist, und die Preise des inländischen Viehes sind analog auf dem Kulminationspunkte angelangt. Die Produktion des eigenen Landes reicht eben für die Bedürfnisse unseres Volkes bei weitem nicht aus. Wenn der Import gehemmt und der Preis des Fleisches auf diese Weise noch mehr gesteigert würde, so dürfte dies auf die Ausdehnung der Genossenschaftsschlächterei und den Ruin des Standes der kleinen Metzger fördernden Einfluß haben. Ob der Landwirthschaft im Allgemeinen und der Viehzucht im Besonderen hieraus ein Nutzen erblühen wird, der diese Opfer rechtfertigt, möchte ich nicht entscheiden, doch glaube ich es nicht."

Der amerikanische Maulesel ist sozusagen gegenwärtig das „Sorgenkind" der englischen auswärtigen Politik.